

# Produktinnovationen und materielle Kultur vom späten Mittelalter bis zur Industrialisierung

Autor(en): **Reith, Reinhold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Ferrum : Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG**

Band (Jahr): **87 (2015)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-513852>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reinhold Reith

# Produktinnovationen und materielle Kultur vom späten Mittelalter bis zur Industrialisierung

Die technikhistorische Forschung hat sich in erster Linie mit den Verfahrens- und Prozessinnovationen beschäftigt und dabei den Blick auf die moderne Technik seit der Industrialisierung gerichtet. Die Produkte selbst wurden kaum betrachtet. In den letzten Jahren hat die historische Konsumforschung Produkte und Produktinnovationen – die «world of goods» – in den Blick genommen. Sie hat ihren Fokus auf die Neuzeit ausgedehnt und argumentiert, dass die Annahme einer «Selbstgenügsamkeit» vorindustrieller Gesellschaften den Blick auf den Konsum verstellt habe. Dieser Perspektive folgend soll der Blick auf die «Dinge» gerichtet werden, die die materielle Kultur geprägt und verändert haben. Dabei muss auch nach dem technischen Wandel der Produkte gefragt werden. So sind z. B. Dinge wie Brille, Uhr oder Besteck seit ihrem ersten Auftreten mehrfach modifiziert worden, und sie wurden in grossen Variationen und Preisspannen gehandelt. Zur «world of goods» zählen auch Produkte, die durch den Columbian Exchange oder als Kolonialwaren nach Europa kamen – ebenso wie Metallwaren, Keramik, Porzellan oder Textilien wie z. B. bedruckte Kattune –, und nicht zuletzt die «populuxe goods», d. h. Massenartikel wie Knöpfe, Schnallen und Dosen.

Research into the history of technology has concerned itself first and foremost with system and process innovation, concentrating on modern technology since industrialization. Little attention has been paid to the products themselves. In recent years, historical consumer research has trained its sights on products and product innovations – the “world of goods”. It has extended its focus to modern times and argued that the assumption that preindustrial societies were self-sufficient has prevented us from looking more closely at consumption. In light of this perspective, our attention is to be directed to the “things” that have shaped and altered material culture. This also warrants closer study of the technological change underlying the products. Eyeglasses, watches or table cutlery, for instance, have undergone multiple modifications since they were first introduced and have been marketed in significant variants and price ranges. The “world of goods” also includes products that came to Europe through the Columbian Exchange or as goods from the colonies – including metal goods, ceramics, porcelain or textiles such as printed cottons – and, not least, “populuxe” goods, i. e. mass-produced items such as buttons, buckles and tins.

## **Eine neue Perspektive auf den Konsum und die Dinge**

Fragen wir nach Produktinnovationen in der vorindustriellen Zeit, so könnten wir uns, wenn wir Bezug auf die ältere Forschung nehmen, kurz fassen. Aus deren Sicht kennzeichnen Produktinnovationen erst die histo-

rische Entwicklung im Zuge des Industrialisierungsprozesses und besonders des 20. Jahrhunderts. Allerdings sind auch in der älteren Technikgeschichte spezifische Produkte durchaus gewürdigt worden, doch die Frage nach Produktinnovationen ist kaum systematisch ge-

stellt worden. Die Rolle der Nachfrage war in der Wirtschaftstheorie und in der Wirtschaftsgeschichte wenig thematisiert worden. Elizabeth W. Gilboy betonte 1932 – noch vor Keynes «General Theory» – die Bedeutung der Nachfrage.<sup>1</sup> Dieser Ansatz galt Wirtschaftshistorikern zwar als interessant, doch grundfalsch. Schon die Nationalökonomie hatte den Konsum kaum berücksichtigt, und die Allgemeine Betriebswirtschaftslehre stufte den Konsum mitunter als ausserwirtschaftliches Phänomen ein.<sup>2</sup> Auch für die Wirtschaftsgeschichte hiess Wirtschaft in erster Linie Produktion. Lujo Brentanos Definition – Wirtschaft ist Befriedigung der Bedürfnisse – fand keinen Anklang.<sup>3</sup>

Im deutschsprachigen Raum nahm zunächst Roman Sandgruber diese Perspektive auf und zielte in seiner Studie zu den Anfängen der Konsumgesellschaft darauf, durch «Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur» die Konsumenten gegenüber den Produzenten stärker ins Zentrum wirtschaftsgeschichtlicher Analyse zu rücken.<sup>4</sup>

Gleichzeitig hat Neil McKendrick betont, die Historiker hätten sich nur um die Produzenten, nicht aber um die Konsumenten gekümmert. Er unterstrich die Bedeutung der Mode und wies auf den Konsum breiterer Bevölkerungsschichten hin. Dieser Nachfrageschub sei schliesslich die Voraussetzung der Industriellen Revolution in England und Europa gewesen.<sup>5</sup> Der Glaube an die Selbstgenügsamkeit vorindustrieller Gesellschaften habe den Historikern den Blick auf die Konsumpraktiken der Masse verstellt. Tatsächlich galt in den 1970/80er-Jahren das Interesse den selbstgenügsamen Formen des Konsums. Im Fokus der Forschung standen vor allem die Lebens- und Alltagsbedingungen der breiten Masse in der sog. Knappheitsgesellschaft – und sie fokussierte eher Fragen des Überlebens als des Wohllebens.<sup>6</sup> Die Mittelschichten wurden kaum in den Blick genommen, und die Frage nach den Annehmlichkeiten des Lebens, den «decencies», stand nicht auf der Tagesordnung.

John Brewer forderte schliesslich, auch die Frühe Neuzeit in den Blick zu nehmen: Die Historiographie des Konsums habe sich zunächst von der Vorstellung leiten lassen, «dass vor allem moderne Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme durch Konsum gekennzeichnet und beherrscht würden». Er wies vor allem auf das breitere Angebot an Waren hin, also nicht nur die «Notwendigkeiten» (necessities), sondern auch die Annehmlichkeiten (decencies). Der Besitz solcher Waren habe zwischen dem frühen 17. Jahrhundert und dem frühen 19. Jahrhundert – je nach Ort und sozialer Schicht – zugenommen: «Dazu gehören Uhren, Spiegel, Kunstdrucke, Vorhänge, Möbel, Teppiche, Keramik, Porzellan, Silber und Zinn, modische Kleidung wie Strümpfe, Seidenkleider, Taschentücher, Schirme, Fächer und eine Vielzahl von Stoffen und Geweben.» Der Wandel erstreckte sich auch auf die Ernährung und die Genussmittel, und der Kon-

sum sei nicht auf die Wirtschaftseliten und Handwerker beschränkt geblieben.<sup>7</sup> Jan de Vries führt diesen Wandel auf eine «industrious revolution» – eine Revolution des Fleisses – zurück, die eine Intensivierung der Arbeit und eine veränderte Nachfrage mit neuen Formen der Herstellung und der Vermarktung hervorgerufen habe.<sup>8</sup> Wenn wir uns nun der materiellen Kultur, den Produktinnovationen und den «Dingen» zuwenden, können wir festhalten, dass z. B. der Sozialgeschichte der Umgang mit Dingen eher fremd war und dass auch die Technikgeschichte stärker auf die moderne Technik sowie damit verbundene Verfahrensinnovationen (wenngleich Produkt- und Verfahrensinnovationen schwer zu trennen sind) fokussierte.<sup>9</sup> Der Beitrag der neueren Kulturgeschichte ist schwer abzuschätzen, zumal z. B. das Kompendium Kulturgeschichte völlig ohne die materielle Kultur auskommt.<sup>10</sup> Wer befasst sich nun eigentlich mit den Produkten bzw. mit den Dingen?

In der Volkskunde sind die Sachvolkskunde bzw. die Realienkunde anerkannte Subdisziplinen mit langer Tradition, die in die Ethnologie hineingeführt haben.<sup>11</sup> Allerdings konzentrierte sich die Volkskunde mehr auf den bäuerlichen Bereich und die sachliche Überlieferung; historisch lag der Schwerpunkt meist im 19. und 20. Jahrhundert. Das Institut für Realienkunde in Krems, das 1969 als Akademieinstitut gegründet wurde (und nun zur Universität Salzburg gehört), bildet hier in jeder Hinsicht eine Ausnahme, da es explizit das Mittelalter und die Frühe Neuzeit im Fokus hat. Harry Kühnel hatte bereits 1986 ein starkes Plädoyer für die Erforschung der (früher als «Hausaltertümer» und «Privataltertümer» bezeichneten) «Sachkultur» gehalten und fragte nach dem «Ineinandergreifen kultureller Äusserungen und gesellschaftlicher Formen». Er verstand Sachkultur bzw. materielle Kultur daher auch – hier folgte Kühnel den Überlegungen von Karl S. Kramer zur «Dingbedeutsamkeit»<sup>12</sup> – nicht als Gegensatz zur «geistigen» oder «immateriellen» Kultur. Wichtig erscheint auch der Hinweis auf die Dynamik der Sachkultur: «Die zahllosen Innovationen einschliesslich der Prestigeinnovationen haben beispielsweise nicht unwesentlichen Teil an der Dynamik.» Alle Traditionen seien einmal Innovationen gewesen und sie seien erst im Laufe des historischen Prozesses zu Traditionen geworden. Doch nicht minder wichtig – so Kühnel – sei die Frage nach den Produktionsstätten bestimmter Kulturgüter, nach deren Austausch und Wechselbeziehungen von Objekten.<sup>13</sup>

### Produkte im Wandel

Wenn wir «Produkte» in den Blick nehmen, müssen wir uns vergewissern, was damit gemeint ist. Begriffe und Bezeichnungen ordnen und abstrahieren, und sie vermitteln daher eine gewisse Statik, die dem Wandel (hier der Produkte) nicht immer gerecht wird. Dies lässt sich z. B. am Beispiel der Brille verdeutlichen, die von



**Darstellung des heiligen Petrus mit einer Nietbrille. Ausschnitt aus der Predella der St.-Jakobs-Kirche in Rothenburg ob der Tauber: Sie zeigt Christus und die zwölf Apostel von Friedrich Hertin (1435–1488), 1466.**

(Quelle: Frank Rossi: Brillen: Vom Leseglas zum modischen Accessoire. München 1989, S. 18, Abb. 5)

Chiara Frugoni als Innovation des Mittelalters wieder ins Spiel gebracht worden ist: Die Brille ging aus den Lesesteinen hervor. Diese waren Halbkugeln aus Glas, die man direkt auf die Schrift legte, um sie zu vergrößern. Im 13. Jahrhundert wurden sie (bzw. konvexe Linsen) mit einem Stiel versehen und vor das Auge gehalten. Um diese Erfindung ranken sich Legenden.<sup>14</sup> Ende des 13. Jahrhunderts wurden in Venedig Brillen gefertigt, die man begrifflich als *oculare* (*occhiale*) von den *lapides ad legendum* (Lesesteinen) unterschied; Basis war das weisse Kristallglas aus Murano bei Venedig. Nietete man zwei solche Gläser an ihren Griffen zusammen, so entstand eine Nietbrille, die auf der Nase festgeklemmt wurde. Eine frühe Darstellung finden wir auf einem Fresko von Tommaso da Modena im Kloster San Nicolò von Treviso (1352): Es zeigt 40 Prediger, darunter einen mit einem Vergrößerungsglas in der Hand, und einen – Hugo von Saint-Cher – mit einer Nietbrille auf der Nase.<sup>15</sup>

Die Brille erscheint in der Folge in Darstellungen auf gotischen Flügelaltären als Attribut der Schüler, der Mönche oder der Apostel, wie z. B. in der ältesten deutschen Darstellung von 1403 des Wildungen-Altars von Conrad von Soest oder auf dem Polyptichon «Der Tod Mariä» des Albrechtsaltars von 1439, das einen im Messbuch lesenden Apostel mit Nietbrille zeigt.<sup>16</sup>

In Deutschland ist die Herstellung von Brillen seit 1450 in Frankfurt am Main, 1466 in Strassburg und 1478

in Nürnberg nachgewiesen, Regensburg folgte bald danach. Auch in Paris war die Brillenherstellung seit der Mitte des 15. Jahrhunderts etabliert. Das niederländische Wort «bril» soll schon im 14. Jahrhundert in die deutsche Sprache Eingang gefunden haben, wobei der Plural «die Brillen» wie in anderen Sprachen (the glasses) das Paar bezeichnete.<sup>17</sup> Bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden Brillengläser jedoch nur konvex geschliffen; sie dienten der Korrektur der Altersweitsichtigkeit (Presbyopie). Nicolaus Cusanus erwähnt jedoch schon um 1430/40 Zerstreuungslinsen, und der Abt Franciscus Maurolicus von Messina beschrieb als Erster die optische Wirkung von konkaven und konvexen Gläsern, die er als «alte Gesicht» (konvex, Sammellinse) und «junge Gesicht» (konkav, Zerstreuungslinse) bezeichnete.<sup>18</sup> Mit «Gesicht» bezeichnete man die Sehkraft und als «Blödigkeit» des Auges oder des Gesichts die Sehschwäche.

Die Brille dürfte – über die Lesenden und Schreibenden hinaus – in vielen Bereichen das Arbeitsleben wesentlich verlängert haben, denn die Augenlinse verliert ab dem vierzigsten Lebensjahr an Elastizität. Nicht zufällig zeigen die Kupferstiche in Jan van der Straets «Nova Reperta» (1580) zu den «neuen Erfindungen» auch die schlecht beleuchteten Werkstätten des Uhrmachers, des Kupferstechers und des Destillateurs und jeweils einen älteren Protagonisten mit Brille, womit auch dieser Erfindung Referenz erwiesen wurde.<sup>19</sup> In den Darstellungen der «Lebensalter des Menschen» erscheint die Brille als unvermeidbares Attribut des Alters: Ein Holzschnitt nach Zeichnungen des 1539 in Schaffhausen geborenen Tobias Stimmer zu den zehn Altersstufen zeigt die Sechzigjährige am Spinnrocken mit Mützen-Brille.<sup>20</sup>

In Jost Ammans «Ständebuch» mit den Reimen von Hans Sachs von 1568 sind die Brillen «Auff mancherley Alter gericht / Von viertzig biss auff achtzig jarn / Darmit das gsicht ist zu bewarn».<sup>21</sup> Bis ins 19. Jahrhundert beruhte die Klassifikation der Sehstärke meist auf dem Lebensalter, wenngleich Optikern wie Johann Wiesel bekannt war, dass «es nit alle mal an den Jaren oder dem alter gelegen».<sup>22</sup>

Zentren der Brillenherstellung waren in Deutschland Regensburg sowie Nürnberg, wo die «Parillenmacher» seit 1568 ein «gesperrtes» Handwerk bildeten, bei dem die Arbeitskräfte nicht (ab)wandern und die Meister keine fremden Gesellen aufnehmen durften. Neben ihren Töchtern, einem Lehrjungen und zwei Gesellen konnten die Meister weitere Arbeitskräfte mit dem Glasschleifen (Glasreiben) beschäftigen, sog. Stückwerker, darunter auch Frauen, die «nach dem Hundert» bezahlt wurden. Die Meister bezogen das Glas selbst von den Glashütten.<sup>23</sup> Im 18. Jahrhundert entwickelte sich Fürth als bedeutender Standort, wo vor allem billige Ware hergestellt wurde, u. a. Gläser, die in einer sog. Schöpfzange gegossen und in heissem Zustand gepresst wurden.



In den Darstellungen der «Lebensalter des Menschen» erscheint die Brille als unvermeidbares Attribut des Alters: Ein Holzschnitt nach Zeichnungen von Tobias Stimmer (1539 in Schaffhausen geboren) zu den zehn Altersstufen zeigt die 60-Jährige am Spinnrocken mit Mützen-Brille.

(Quelle: Max Bendel: Tobias Stimmer. Leben und Werke, Zürich u. Berlin 1940, S. 107)

Eine solche Schöpfzange hat Christian Gottlieb Hertel 1716 in «Vollständige Anweisung zum Glass-Schleifen» beschrieben; er unterschied – nach dem Radius der Schleifschalen – drei Klassen von Brillenbedürftigen, die umgerechnet 2 bis 4 Dioptrien, 4 bis 5 dpt oder 6 bis 8 dpt entsprechen.<sup>24</sup>

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Brillen vor allem von Wanderhändlern abgesetzt.<sup>25</sup> 1583 galt in Nürnberg das Dutzend als Verkaufseinheit, bis 1675 setzte sich eine «Lade» (acht Brillen in einer Spanschachtel) durch; zehn solcher Schachteln bildeten das «Brillenmacherhundert» mit 80 Stück.<sup>26</sup> Brillen hatten keinen guten Ruf: Georg Henisch vermerkt 1616 in seinem Wörterbuch «Teütsche Sprach und Weissheit» für «Brillen verkaufen» das Synonym «betriegen».<sup>27</sup> Krünitz hält noch 1775 venetianische Brillen für die besten: «Sonst werden auch die englischen und pariser von vielen hochgeschätzt. [...] Von gemeinen Brillen werden sehr viele in Nürnberg verfertigt, und Dutzend-, Futteral- und Stückweise an die Krämer, sonderlich an diejenigen, welche Hecheln, Nähnadeln und Mausfallen feil umher tragen, verkauft.»<sup>28</sup> David Herrlibergers «Zürcherische Ausruff-Bilder» (Zürich 1748) zeigen Personen, «welche in Zürich allerhand so wohl verkäuffliche als andere Sachen» ausrufen: Körbe, Schreibsand, Bachkräbsli, Pomeranzen und Zitronen, Barometer, Uhren, Schnecken und Frösche,

Schreibfedern, bis hin zu Brillen: «Brillen, Brillen, holländische Brillen» – versehen mit dem Reim: «Der Brillen Wert wird stets geringer, Man siehet lieber durch die Finger.»<sup>29</sup>

Auf dem Jahrmarkt waren Brillen schon für einige Pfennige zu haben, doch Brillen, die ein Perspectivmacher (Opticus) wie Johann Wiesel in Augsburg für Herzog August von Wolfenbüttel 1630 auf Bestellung und eine bestimmte Sehstärke («auf 50 Jahr gerichtet») fertigte, kosteten mehrere Gulden.<sup>30</sup> Auch der Salzburger Tuch- und Seidenhändler Franz Anton Spängler zahlte nach Ausweis seines «Haushaltungs Uncostenbuch» 1752 «für 2 echt venetianisch Augen Gläser» jeweils eineinhalb Gulden.<sup>31</sup>

In der Renaissance war die Nietbrille von einer verbesserten Form der Fassung verdrängt worden. Bei der Bügel-Brille wurden die Gläser durch einen festen, halbrunden Steg (Nasenbügel) miteinander verbunden. Die Fassung wurde aus Holz, Horn, Fischbein oder Leder gefertigt, aber auch diese Brille musste meist auf der Nase festgeklemmt oder mit der Hand gehalten werden. Die Fadenbrille, die man mit seitlich angebrachten Fadenschlingen hinter den Ohren befestigte, war im 16./17. Jahrhundert in Italien und Spanien verbreitet. In Nürnberg wurden ab etwa 1616 Draht(klemm)-Brillen hergestellt, bei denen ein mit einer Nut versehener Draht um die Gläser gebogen wurde; das Mittelteil des Drahtes fungierte als Nasensteg. Mit der Plättmühle konnte man nach 1640 den Draht in einem Arbeitsgang flach pressen und mit einer Nut versehen und ab 1730 mit der Musierwelle eine Beschriftung (meist ein Meisterzeichen) anbringen, wobei man zunächst Messingdraht, dann versilberten Kupferdraht verwendete.<sup>32</sup> Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kam die Schläfen-Brille mit seitlichen Bügelstangen – wahrscheinlich in London – auf. Daraus entwickelte sich im 19. Jahrhundert die Ohren-Brille. Sie konnte beim Gehen getragen werden, wobei das Brillentragen durch junge kurzsichtige Leute nicht nur vom greisen Goethe als respektwidrig empfunden wurde.<sup>33</sup> Mit dem Klemmer oder Kneifer kam in den 1840er-Jahren eine Form auf, die sich beim gebildeten Bürgertum grosser Beliebtheit erfreute.<sup>34</sup> Wenngleich die Brille zu den Innovationen des Mittelalters zählt, so vollzog sich die Ausdifferenzierung und Verbreitung in der Neuzeit. Ein Wandel des Produkts Brille vollzog sich sowohl hinsichtlich der Funktion (Weitsicht, Kurzsicht), der Handhabung, des Aussehens, der Werkstoffe und der Qualität. Das war ein langwieriger Prozess von Verbesserungen, Modifikationen und Imitationen.

Ein zweites Beispiel sind die Taschenuhren: Seit dem 15. Jahrhundert war es technisch möglich, kleine transportable Uhren zu produzieren. Diese am Körper getragenen kleinen, zum Teil winzigen Uhren waren aber eher noch tönende Spielzeuge als Zeitmesser. Dass



Titelblatt der «Zürcherische Ausruff-Bilder» von David Herrliberger (Zürich 1748).

(Quelle: David Herrliberger: Zürcherische Ausruff-Bilder vorstellende Diejenige Personen [...]. Zürich 1748–1751. Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

der Nürnberger Uhrmacher Peter Henlein um 1510 die Sack- oder Taschenuhr (Nürnberger Ei) erfunden hat, ist eine Legende, die übrigens erst Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommen und 1939/42 verstärkt wurde. Henlein fertigte zwar einen «Bisamapfel mit Uhrwerk», doch er ist nirgends als Erfinder genannt.<sup>35</sup> Seit dem 16. Jahrhundert stieg die Produktion kleiner Zeitmesser stark an. Doch erst nachdem Christian Huyghens 1657 das Pendel als Regulator für stationäre Uhren vorgeschlagen, die Ganggenauigkeit gesteigert hatte und zwei Jahrzehnte später Uhren bauen liess, bei denen die schwingende Unruhe mit einer Spiralfeder gekoppelt war, war hohe Präzision auch bei den am Körper tragbaren Uhren möglich. Flache Uhren in den Taschen der neu aufkommenden Herrenwesten konnten nun auch Minuten anzeigen.

Im 18. Jahrhundert wurden in London pro Jahr ca. 100 000 Stück solcher Uhren produziert, von denen die Hälfte exportiert wurde. Obwohl sie Luxusartikel und Statussymbole blieben – auch begehrte Gewinne in Lotterien –, sollten Uhren im 18. Jahrhundert für verschiedene Gruppen zu einem durchaus erreichbaren Gebrauchsgegenstand werden.<sup>36</sup> Das Zedlersche Universallexikon vermerkte 1735: «Heutzutage sind die Uhr-Wercke so gemein, dass auch wohl gemeine Leute einige bey sich tragen.»<sup>37</sup> Das war nicht nur die Folge gestiegener Kaufkraft oder Folge ihres Wunsches, die

Selbstdarstellung den gehobenen Ständen anzupassen, sondern auch dadurch möglich geworden, dass Uhrwerke jetzt auch in Gehäuse aus Tombak eingesetzt wurden. Adam Smith bemerkte am Ende des 18. Jahrhunderts, man könne jetzt für 20 Schilling ein besseres Uhrwerk kaufen als vor hundert Jahren für 20 Pfund. Beschränkungen des Tragens von goldenen und silbernen Taschenuhren durch «Aufwandsgesetze» blieben offenbar wirkungslos: Im protestantischen Zürich hatte man 1739 den Bürgern das «offene» Tragen von goldenen Taschenuhren schlicht verboten, den Frauen auch die silbernen. Der Philosoph Immanuel Kant war übrigens der Meinung: «Sie [die Frauen] (ge)brauchen ihre Bücher wie ihre Uhr: nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, dass sie eine haben; ob zwar sie gemeinlich still steht.»<sup>38</sup> Die Luxuskritik konzentrierte sich in der Folge auf die Bauern, Gesellen und Dienstboten, das Statusgefüge schien durch das öffentliche Tragen der Uhr im Bayern des späten 18. Jahrhunderts bedroht.

Doch die Luxuskritik am Besitz und am Tragen von Uhren war – so Dohrn-van Rossum – in einer argumentativ hoffnungslosen Situation. Das Leben nach der Uhr war zu einem positiven Leitbild geworden, und an der massenhaften Verbreitung der Taschenuhren selbst auf dem flachen Lande – insbesondere durch den Wanderhandel – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts



Ausrufer von David Herrliberger (Zürich 1748).

(Quelle: David Herrliberger: Zürcherische Ausruff-Bilder vorstellende Diejenige Personen [...]. Zürich 1748–1751. Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

jedenfalls kann kein Zweifel bestehen.<sup>39</sup> Dabei war die Taschenuhr für viele Leute der einzige Gegenstand von Wert. Sie war eine Liquiditätsreserve, die bei Bedarf immer wieder beliehen werden konnte. Mit der Massenproduktion von Uhren durch die maschinelle Herstellung von auswechselbaren Rohteilen fielen die Preise für Taschenuhren so weit, dass sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts als «necessity» in jedermanns Händen waren. Um 1900 wurde die Taschenuhr in Deutschland zum unpfändbaren Gut erklärt.

#### Worlds of Goods

Produkte wie z. B. Brille oder Uhr sind seit ihrem ersten Auftreten mehrfach modifiziert worden, und sie wurden



in grossen Variationen und Preisspannen gehandelt. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die «world of goods» in ihrer Breite vorzustellen, aber zu ihr zählen auch Produkte, die durch den Columbian Exchange oder als Kolonialwaren nach Europa kamen, ebenso wie Metallwaren, Keramik, Porzellan und nicht zuletzt Textilien wie z. B. bedruckte Kattune. Doch wie sollte sich die materielle Kultur in einer Zeit der Aufwands- und Luxusgesetze entfalten? Diese lesen sich mitunter als Liste der Novitäten. Im Mittelalter sind es noch zwei Motivstränge, die zu Luxusverboten führen: zum einen, dem Ordogedanken folgend, sollten die *ordines* auch an ihrer Kleidung bzw. ihrem Aufwand erkennbar sein, und zum anderen, dass ein Aufwand, der die gesunde Gebarung eines Haushalts überschreite, auch der Allgemeinheit schade.<sup>40</sup> Die Kleiderordnungen der Städte aus dem 15. Jahrhundert waren bereits sehr differenziert nach Material, Schnitt und Schmuck. Kirchliche Verfügungen beklagten Kleiderexzesse in der Kirche.

66.



POMERANZEN, ZITRONEN, GUTE  
MEYLANDISCHE ZITRONEN.

*Von Pomeranzen und Citronen,  
Verbraucht mā viel wo reiche wohnē.*

112.



KAUFFET GUTE UHREN .

*Die wahr ist gut, ob schon von Holz,  
Es kömmt nicht an auf kostbarn Stolz.*

Die Aufwandsgesetze der Territorien zielten bald mehr auf die Strafge­d­ler und belegten bestimmte Waren, deren Palette sukzessive erweitert wurde, mit einer Steuer. Die Luxusakzisen des Habsburgerreiches wurden 1583 erweitert.<sup>41</sup> Sie umfassten nun auch Borten, Spitzen, Uhrwerke und Gemälde und seit 1642 auch «süsse ausländische Weine» und Austern. 1697 gab man gegen eine bestimmte Taxe das Tragen bestimmter Mode- und Luxusartikel wie Perücken und Spitzen frei.<sup>42</sup> Der Staat hatte den Luxus als fiskalische Quelle entdeckt und besteuerte in der Folge auch Kutschen, Hunde und Fensterglas. Zunehmend wurde nicht der Luxus an sich verboten, sondern die eingeführten französischen «Modetorheiten».<sup>43</sup> Die Vorstellung von der aktiven Handelsbilanz setzte sich durch. Merkantilisten wie Justi begrüßten den mit inländischen Waren getriebenen Luxus: Er fördere den Verbrauch, verschönere und bereichere das Vaterland; und immer deutlicher trat das Motiv der Beschäftigung (wie bei Sonnenfels)

in den Vordergrund. Die Zeit der Kleiderordnungen war abgelaufen: In England war 1621 die letzte publiziert worden, in Frankreich 1708. Maria Theresia hatte sich noch intensiv um eine solche bemüht, doch 1766 teilte sie dem Hofrat resigniert mit, sie sehe davon ab.<sup>44</sup> Die schon im 18. Jahrhundert geführte Diskussion fand ihren Widerhall in der Nationalökonomie: Werner Sombart behauptete in «Luxus und Kapitalismus» die treibende oder markt­bildende Kraft des Luxus­konsums, denn die moderne Welt sei aus dem Geist der Verschwendung entstanden. Das war natürlich provozierend, da andere die protestantische Ethik und die Kapitalbildung durch Sparsamkeit betont hatten.<sup>45</sup> In der neueren Forschung wird der aristokratische Luxus­konsum vielfach als Fehl­disposition von Ressourcen bzw. ungerechte und unökonomische Vergeudung von Ressourcen gesehen. Durch die Überinvestition in Statussymbole sei zu wenig in Produktivkapazitäten investiert worden. Der Rückstand der kontinentaleuropä-



ischen Staaten gegenüber England sei möglicherweise die Folge spezifischer Investitions- und Konsummuster – also des aristokratischen Luxuskonsums.<sup>46</sup>

Diese Frage ist hier nicht zu entscheiden: In internationaler Perspektive ist bemerkenswert, dass sich in Frankreich im 18. Jahrhundert ein Markt für modische Konsumgüter herausbildete. Das «empire of fashion» produzierte gemusterte Stoffe und Kleidung, Modeaccessoires, Möbel, goldene Uhren, Regenschirme, Skulpturen. Sewall sieht den Konsum modischer Waren als «essential component of the rise of capitalism in the eighteenth century».<sup>47</sup> Die Impulse der Konsumseite, d.h. die marktbildende Kraft der von Adam Smith als Annehmlichkeiten bezeichneten decencies bzw. commodities ebenso wie die der sog. «populuxe goods» sind in der neueren Forschung hervorgehoben worden. England verhängte seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Zölle, Einfuhrbeschränkungen und -verbote von Seidenartikeln, die in der Folge imitiert und kopiert wurden.<sup>48</sup> Die indischen (bemalten) Kattune wurden im 18. Jahrhundert durch englische (bedruckte) Kattune substituiert und eröffneten den modischen Baumwollstoffen weiten Absatz.

Produktinnovationen waren vielfach mit der Veränderung bzw. mit dem Austausch knapper und teurer Materialien bzw. Rohstoffe verbunden: Seit 1742/43 wurden in Sheffield Silberfolien (dünne Platten) auf Kupferblech aufgewalzt, und die mit «Sheffield-Plate» gefertigten Produkte (Besteck) waren von den Silberwaren kaum zu unterscheiden.<sup>49</sup> Schmuckknöpfe, Schnallen, Teekannen, Tablett, Leuchter und Schnupftabakdosen gehörten nun zur breiten Palette der erschwinglichen «populuxe goods».<sup>50</sup>

### Produktinnovationen in der Habsburgermonarchie

Die Habsburgermonarchie suchte 1784 mit protektionistischer Zollpolitik an diese Importsubstitutionen anzuschließen. 1785 wurde der Fabrikeninspektor Xaver von Gapp aufgefordert, die Warengattungen, die in Österreich und den Erbländern gar nicht oder nicht hinlänglich gefertigt würden, in Bezug auf die Wichtigkeit ihres in- und ausländischen «Verschleisses» (Umsatzes) darzustellen. Gapp reichte ein Verzeichnis von 115 Warengattungen ein, das Seidenwaren, Baumwollwaren, Schafwollwaren, Leinenwaren, Lederwaren und schliesslich Galanteriewaren (Quinqualerie) umfasste.<sup>51</sup> Die Galanteriewaren (auch Kurzwaren genannt) bildeten den grössten Posten. Unter Galanteriewaren listet Gapp z.B. Wachs- und Glasperlen, plattierte Metallwaren, «tombakene» und vergoldete Knöpfe, Schnallen, Dosen, «tombakene», silberne und goldene Sackuhren, Stahlwaren, lackierte, versilberte, zinnene, messingne, hornene und andere Knöpfe, durch Stanzen gearbeitete Waren wie Halskreuzel, Herzel, Petschierstöckel, Uherschlüssel, Schuhschnallen und Kinderuhren, dann weiss- und gelbmetallene Gusswaren (wie Esslöffel),

Bleistifte, Fingerhüte, Kaffeemühlen, Federmesser, englische Schnappmesser, Taschen- und Sackmesser und Scheren. Auch den Zucker listet Gapp unter den Galanteriewaren. Der Fabrikeninspektor referierte präzise, wohin diese Produkte bisher verhandelt wurden: nach Polen, in die Türkei, nach Italien oder in «benachbarte fremde Länder». Seidene Gürtel – so Gapp – «finden sowohl in Galizien als auch in ganz Polen und in der Türkei wegen der alldorten üblichen Landstracht einen sehr namhaften Absatz», sie würden aber in den k.k. Erbländern nicht gefertigt. Seidenkrepon werde in den Erbländern, vorzüglich in Tirol, Steiermark und Kärnten, Ober- und Unterösterreich, dann Ungarn und Siebenbürgen sowohl von den Bürgern als auch Bauersleuten beiderlei Geschlechts zu Halsbinden getragen, doch reiche die «erbländische Aufbringung» nicht hin. «Die zu Zürich in der Schweiz gearbeitet werdende derlei Seidenkrepon übertreffen die hiesigen darinnen in der Qualität, dass solche erstere im Angriff viel linder, und in der Krause viel anhaltender und gleicher, dann auch schwartzer, als die letztere sind, daher dann zu Herstellung einer der ausländischen gleichen Qualität dieser Ware nötig zu sein scheint, einen derlei geschickten, und der Färberei zugleich kundigen Appreteur aus Zürich als ihren einzigen dermaligen Erzeugungsort kommen zu lassen.»

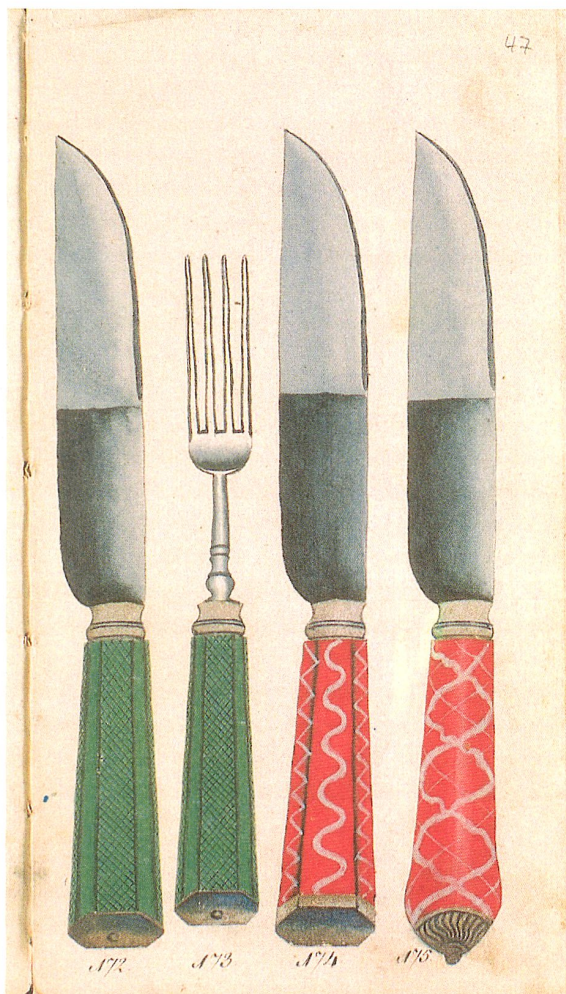
Zu den 115 Warengattungen zählen natürlich auch die «mit leonischen weissen Blatt und Horn eingefasste(n) Augenbrillen auf Nürnberger und Venezianer Art». Die etwas feinere Gattung dieser Ware werde zwar allhier von einigen Brillen- und Perspektivmachern gearbeitet, jedoch ohne die Einfassung: Diese müsse wegen ihres «wohlfeilen Preisses» aus Nürnberg (Blett) und Venedig (Horn) bezogen werden. Die inländische Brillenerzeugung könne jedoch weder zum inländischen Verschleiss noch zum auswärtigen Verschleiss nach der Türkei («wohin die mit leonischen Blett eingefasste, auf Nürnberger Art gearbeitete Gattung Prillen sehr gangbar ist») umso weniger beitragen, da es an der «geschwinden Bearbeitungs Kännntniss in den k.k. Erbländern» noch fehle. Die Gläser würden zwar in Böhmen «häufig aufgebracht», doch komme es auf die hier noch unbekannte (aber in Nürnberg wie auch Venedig gewöhnliche) «geschwinde Schleif- und Polier-Manipulationsart dieser Augengläser» an. Zur «Einführung der Prillenmanufaktur auf Nürnberger Art» solle daher «ein verständiger und geschickter Fabrikant aus Nürnberg hieher verschrieben werden ...».

Gapp wurde daher auch aufgefordert, ein Verzeichnis zu liefern, welche Arbeiter man aus der Fremde heranziehen könne, um die Waren zu produzieren, deren Einfuhr man gesperrt habe, die aber im Habsburgerreich noch gar nicht produziert würden. Der Fabrikeninspektor lieferte eine lange Liste, die die Hauptstandorte nennt: Krefeld, Lyon, Zürich, Bern und Basel für die Seidenwaren, Plauen und das Vogtland, St. Gallen,

Herisau und Rapperswil für Baumwollwaren, Manchester für Spezialisten der Webstühle, Aachen, Schwabach und Nürnberg für Nähnadeln, Paris für Wachspen, Nürnberg und Fürth für verschiedene Produkte, Genf und Augsburg für Uhrmacherwerkzeug, «Scheffeldt» in England für Feder-, Schnapp- und Taschenmesser und «Pirmingheim» (Birmingham) für verschiedene Metallwaren.<sup>52</sup> Während sich im 16. Jahrhundert England noch um Fachkräfte (für Papier, Glas, Messing) vom Kontinent bemühte, so ging der Technologietransfer nun von Westen nach Osten. Die Gapp'sche Liste ist also für Fragen der Produktinnovationen und -imitationen sowie auch des Technologietransfers durchaus aussagekräftig.

### Institutionen der Geschmacksbildung

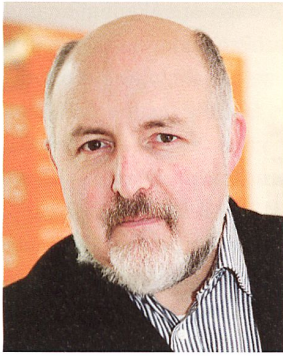
Die Entwicklung dieser Produktinnovationen musste sich mit den Erfahrungen und dem Geschmack der Konsumenten treffen. An diesem Prozess der «negociation» (Aushandlung) waren seit dem späten 17. Jahrhundert



Solinger Messer (handgezeichnet) aus dem Musterbuch von Johannes Simmelbusch & Söhne, Solingen 1789.

(Quelle: Ottfried Dascher: «Mein Feld ist die Welt». Musterbücher und Kataloge 1784–1914. Dortmund 1984, S. 300)

private und staatliche Institutionen wie Akademien und Zeichenschulen beteiligt.<sup>53</sup> Auf Produktentwicklung und Geschmacksbildung zielten schliesslich auch Sozietäten wie die 1754 gegründete Society for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce<sup>54</sup> und die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe (1765).<sup>55</sup> Das 1794 gegründete Conservatoire des Arts et Metiers in Paris widmete sich auch der Präsentation herausragender Objekte, um den Konkurrenzvorteil Englands auszuschalten.<sup>56</sup> Der 1806 gefasste Plan für das österreichische Fabriksproduktenkabinett zielte ebenfalls im Sinne einer Gewerbeförderung und «Geschmacksverbesserung» darauf, «das Abgehende oder Mangelhafte durch grossmüthige Unterstützung hervorbringen oder vervollkommen zu lassen».<sup>57</sup> Angesichts der Vielfalt der Produkte setzten schon im 17. Jahrhundert Versuche der Systematisierung und im 18. Jahrhundert im Kontext der «Handlungswissenschaft» die Herausbildung einer Warenkunde ein, deren Kompendien Produkte und Produktinnovationen vorstellten.<sup>58</sup> Mitunter fanden sie auch ihren Niederschlag in Musterbüchern und Katalogen: Während auf dem Kontinent im 19. Jahrhundert noch gezeichnete Exemplare im Umlauf waren, hatte sich in England in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der gedruckte «Musterkatalog» durchgesetzt. Mit dem Übergang von der Warenmesse zur Mustermesse wurden Musterbücher und Kataloge nach 1850 zur *Conditio sine qua non*.<sup>59</sup>



### Prof. Dr. Reinhold Reith

Geboren 1955, Studium der Geschichte und Politikwissenschaft sowie Promotion an der Universität Konstanz. Mitarbeit in verschiedenen Forschungsprojekten, dann wissenschaftlicher Mitarbeiter und wissenschaftlicher Assistent (im Bereich Technikgeschichte) an der TU Berlin. 1992/93 Forschungsstipendium an der Universität Wien, 1997 Habilitation an der TU Berlin mit einer Studie zu «Lohn und Leistung». Seit 1999 Universitätsprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (seit 2011 auch Umweltgeschichte) am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg. 2006/08 Vorstandsvorsitzender der Gesellschaft für Technikgeschichte. 2009/10 Fellow am Rachel Carson Center in München. Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Mitglied des wiss. Beirats des Deutschen Bergbaumuseums, Bochum. Fachherausgeber der «Enzyklopädie der Neuzeit, 1450–1850» für den Bereich «Umwelt und technischer Wandel». Lehr- und Forschungsschwerpunkte in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie der Technik- und Umweltgeschichte. Wissenschaftlicher Beirat der Technikgeschichtlichen Tagung der Eisenbibliothek.

- <sup>1</sup> Elizabeth Waterman Gilboy: Demand as a Factor in the Industrial Revolution. In: William A. Cole u. a. (Hg.): Facts and Factors in Economic History. London 1932. Wieder abgedruckt in: Ronald M. Hartwell (Hg.): The Causes of the Industrial Revolution in England. London 1967, S. 121–138.
- <sup>2</sup> Norbert F. Schneider: Konsum und Gesellschaft. In: Doris Rosenkranz u. Norbert F. Schneider (Hg.): Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven. Opladen 2000, S. 9–22 ; Michael Burkhard Piorkowsky: Konsum aus der Sicht der Haushaltsökonomik. In: Ebd., S. 187–206, hier S. 190.
- <sup>3</sup> Lujo Brentano: Versuch einer Theorie der Bedürfnisse (Sitzungsberichte der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften Philosophisch-philologische und historische Klasse). München 1909.

- <sup>4</sup> Roman Sandgruber: Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert. München 1982.
- <sup>5</sup> Neil McKendrick: The Consumer Revolution of the Eighteenth-Century England. In: Neil McKendrick, John Brewer und J. H. Plumb (Hg.): The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth-Century England. Bloomington 1982, S. 9–33.
- <sup>6</sup> Rainer Beck: Luxus oder Decencies? Zur Konsumgeschichte der Frühneuzeit als Beginn der Moderne. In: Reinhold Reith und Torsten Meyer (Hg.): Luxus und Konsum. Eine historische Annäherung. Münster, New York u. a. 2003, S. 29–46, hier S. 33.
- <sup>7</sup> John Brewer: Was können wir aus der Geschichte der frühen Neuzeit für die moderne Konsumgeschichte lernen? In: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18.–20. Jahrhundert). Frankfurt /M. u. New York 1997, S. 51–74.
- <sup>8</sup> Jan de Vries: Between Purchasing Power and the World of Goods. Understanding the Household Economy in Early Modern Europe. In: John Brewer und Roy Porter (Hg.): Consumption and the World of Goods. London 1993, S. 85–132.
- <sup>9</sup> Reinhold Reith: Produktinnovationen. In: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 10. Stuttgart u. Weimar 2009, Sp. 407–412.
- <sup>10</sup> Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt/M. 2001.
- <sup>11</sup> Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung. 2. Aufl. Berlin 2015.
- <sup>12</sup> Karl S. Kramer: Zum Verhältnis von Mensch und Ding. Probleme der volkskundlichen Terminologie. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962), S. 91–101; Ders.: Dingbedeutsamkeit. Zur Geschichte des Begriffes und seines Inhaltes. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1995, S. 22–32.
- <sup>13</sup> Harry Kühnel (Hg.): Alltag im Spätmittelalter. Graz 1986, bes. S. 7f.
- <sup>14</sup> Chiara Frugoni: Das Mittelalter auf der Nase. Brillen, Bücher, Bankgeschäfte und andere Erfindungen des Mittelalters. München 2003; E. Rosen: The Invention of Eyeglasses [I./II.]. In: Journal of the History of Medicine and allied Science 11 (1956), S. 13–47 u. S. 183–218.
- <sup>15</sup> Franz Daxecker: Representations of Eyeglasses on Gothic Winged Altars in Austria. In: Documenta Ophthalmologica 93 (1997), S. 169–188, hier S. 169.
- <sup>16</sup> Ebd., S. 169 u. 172.

- <sup>17</sup> Moritz von Rohr: Aus der Geschichte der Brille mit bes. Berücksichtigung der auf der Greefschen beruhenden Jenaischen Sammlung. In: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie 17 (1927), S. 30–50 u. 18, 1928, S. 95–117, hier I, S. 34f.
- <sup>18</sup> Ebd. I, S. 35f.
- <sup>19</sup> J.-C. Margolin: Des lunettes et des hommes ou la satire des mal-voyants au XVIe siècle. In: Annales E.S.S. 30 (1975), S. 375–393, hier S. 376.
- <sup>20</sup> Max Bendel: Tobias Stimmer. Leben und Werke, Zürich u. Berlin 1940, S. 107; Gisela Bucher, Weltliche Genüsse. Ikonologische Studien zu Tobias Stimmer (1539–1584). Bern 1992.
- <sup>21</sup> Jost Amman: Das Ständebuch (Eigentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden ...). 133 Holzschnitte mit Versen von Hans Sachs und Hartmann Schopper, hrsg. von Manfred Lemmer. Frankfurt 1975, S. 57.
- <sup>22</sup> Inge Keil: Augustanus Opticus. Johann Wiesel (1583–1662) und 200 Jahre optisches Handwerk in Augsburg. Berlin 2000, S. 251.
- <sup>23</sup> Gerhard Kühn und Wolfgang Roos: Sieben Jahrhunderte Brille. München 1968, S. 69–79.
- <sup>24</sup> Rohr, Brille (wie Anm. 17), I, S. 46f.; Anita Kuisle: Brillen. Gläser, Fassungen, Herstellung. München 1997, S. 24.
- <sup>25</sup> Margolin, lunettes (wie Anm. 19), S. 379f.; Rohr, Brille (wie Anm. 17), I, S. 35.
- <sup>26</sup> Rohr, Brille (wie Anm. 17), I, S. 45.
- <sup>27</sup> Keil, Augustanus Opticus (wie Anm. 22), S. 250.
- <sup>28</sup> Art. «Brille» in: Johann Georg Krünitz: Oekonomische Encyclopädie, Bd. 6. 1775, S. 705–710, hier S. 707.
- <sup>29</sup> David Herrliberger: Zürcherische Ausruff-Bilder vorstellende Diejenige Personen, welche in Zürich allerhand so wol verkäuffliche, als andere Sachen, mit der gewöhnlichen Land- und Mund-Art ausrufen, in 52 sauber in Kupfer gestochenen Figuren. Zürich 1748–1751 [Faksimile 1968/2007], S. 97.
- <sup>30</sup> Keil, Augustanus Opticus (wie Anm. 22), S. 249–252.
- <sup>31</sup> Archiv der Stadt Salzburg, PA 1172, Hs 4011, Bd. II., 3.7.1752 (S. 30).
- <sup>32</sup> Rohr, Brille (wie Anm. 17), I, S. 45.
- <sup>33</sup> Rohr, Brille (wie Anm. 17), II, S. 100, S. 104 u. S. 111.
- <sup>34</sup> Frank Rossi, Brillen: Vom Leseglas zum modischen Accessoire. München 1989, S. 117f.
- <sup>35</sup> Gerhard Dohrn-van Rossum: Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen. München 1992, S. 116–120.
- <sup>36</sup> Gerhard Dohrn-van Rossum: Uhrenluxus – Luxusuhren. Zur Geschichte der ambivalenten Bewertung von Gebrauchsgegenständen. In: Reith/Meyer (Hg.), Luxus und Konsum (wie Anm. 6), S. 97–116.
- <sup>37</sup> Johann Heinrich Zedlers grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 13, 1735, Sp. 906, vgl. Dohrn-van Rossum, Uhrenluxus – Luxusuhren (wie Anm. 36), S. 106.
- <sup>38</sup> Dohrn-van Rossum, Uhrenluxus – Luxusuhren (wie Anm. 36), S. 109.
- <sup>39</sup> Michael Schmidt: Handel und Wandel. Über jüdische Hausierer und die Verbreitung der Taschenuhr im frühen 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 83 (1987), S. 229–250.
- <sup>40</sup> Neithard Bulst: Vom Luxusverbot zur Luxussteuer. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte von Luxus und Konsum in der Vormoderne. In: Michael Prinz (Hg.): Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne. Paderborn u.a. 2003, S. 47–60, hier S. 50f.
- <sup>41</sup> Herbert Knittler: Eine österreichische «Luxussteuer» des 16. Jahrhunderts. In: Ders. (Hg.): Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Festschrift für Alfred Hoffmann zum 75. Geburtstag. Wien u. München 1979, S. 127–137.
- <sup>42</sup> Gertraud Hampl-Kallbrunner: Beiträge zur Geschichte der Kleiderordnungen mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. Wien 1962, S. 56ff.
- <sup>43</sup> Zahlreiche Luxusverbote waren – so Freudenberger – «Pseudokonsumgesetze», die in erster Linie den Konsum eingeführter Güter verhindern sollten. Hermann Freudenberger: Fashion, Sumptuary Laws, and Business. In: Business History Review 37 (1963), S. 37–48, S. 43ff.
- <sup>44</sup> Hampl-Kallbrunner, Kleiderordnungen (wie Anm. 42), S. 63–70; Michael Stolleis: Luxusverbote und Luxussteuern in der frühen Neuzeit. In: Ders.: Pecunia Nervus Rerum. Zur Staatsfinanzierung in der frühen Neuzeit. Frankfurt/M. 1983, S. 9–61.
- <sup>45</sup> Werner Sombart: Luxus und Kapitalismus. München 1913; Warren G. Breckmann: Disciplining Consumption. The Debate about Luxury in Wilhelmine Germany, 1890–1914. In: Journal of Social History 24 (1990/91), No. 3, S. 485–505.
- <sup>46</sup> Vgl. Ulrich Christian Pallach: Materielle Kultur und Mentalitäten im 18. Jahrhundert. Wirtschaftliche Entwicklung und politisch-sozialer Funktionswandel des Luxus in Frankreich und im Alten Reich am Ende des Ancien Régime. München 1987, S. 281f.
- <sup>47</sup> William H. Sewell Jr: The Empire of Fashion and the Rise of Capitalism in Eighteenth-Century France. In: Past and Present 206 (2010), S. 81–120.

- <sup>48</sup> John Styles: *Product Innovation in Early Modern London*. In: *Past and Present* 168 (2000), S. 124–169; Maxine Berg: *From Imitation to Invention: Creating Commodities in Eighteenth-Century Britain*. In: *Economic History Review* LV (2002), S. 1–30, hier S. 15.
- <sup>49</sup> Helen Clifford: *Concepts of Invention, Identity and Imitation in the London and Provincial Metal-working Trades, 1750–1800*. In: *Journal of Design History* 12 (1999), S. 241–255.
- <sup>50</sup> Cissie Fairchild: *The Production and Marketing of Populuxe Goods in Eighteenth-Century Paris*. In: Brewer u. Porter (Hg.), *World of Goods* (wie Anm. 8), S. 228–248.
- <sup>51</sup> Österreichisches Staatsarchiv, Hofkammerarchiv, Kommerz Nr. 134 (rote Nummer), 30. 9. 1785. Eine ausführliche Studie zu Produktinnovationen und «populuxe goods» in der Habsburgermonarchie des späten 18. Jahrhunderts ist in Vorbereitung.
- <sup>52</sup> Maxine Berg: *Commerce and Creativity in Eighteenth-Century Birmingham*. In: Dies. (Hg.): *Markets and Manufacture in Early Industrial Europe*. London u. New York 1991.
- <sup>53</sup> Vgl. Styles, *Product Innovation* (wie Anm. 48).
- <sup>54</sup> Berg, *Commerce and Creativity* (wie Anm. 52), S. 17–21.
- <sup>55</sup> Barbara Mundt: *Die deutschen Kunstgewerbemuseen im 19. Jahrhundert*. München 1974, S. 14–16.
- <sup>56</sup> Elke Harten: *Museen und Museumsprojekte der Französischen Revolution: Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte einer Institution*. Münster 1989.
- <sup>57</sup> Thomas Werner und Helmut Lackner (Hg.): *Das k.k. National-Fabriksprodukten-Kabinett. Technik und Design des Biedermeier*. München 1995.
- <sup>58</sup> Reinhold Reith: «Warenkunde». In: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 14. Stuttgart u. Weimar 2011, Sp. 649–652.
- <sup>59</sup> Otfried Dascher: *Musterbücher – Versuch einer Typologie und Grundzüge ihrer Entwicklung*. In: Ders. (Hg.): «Mein Feld ist die Welt». *Musterbücher und Kataloge 1784–1914*. Dortmund 1984, S. 31–38.